Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 29 (1935)
Heft: 8

Artikel: Auch ein Dufourli!
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926647

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

stand der Zeit und wünschet der Obrigkeit, der Stadt, dem Land und den Zünftern Segen, Heil und Wohlfahrt. Hierauf trinket man einander unter vielem Freudenschrey und guten Wünschen zu." ... Friedrich Bieri.

Vom Lachen.

Lacht, liebe Leser, lacht, so oft ihr nur könnt, denn Lachen ist gesund, es erfrischt Leib und Seele, es öffnet gleichsam die Poren des Gemüts, macht uns empfänglich für alles Schöne und Edle und erhebt uns über den Erdenstaub der Alltäglichkeit!

Es verschönt das Antlitz, weil es Muskeln in Bewegung setzt, die — leider — bei der großen Menge nahezu untätig geworden sind.

Die kalten, starren, harten Gesichtszüge so vieler — was lehren sie uns anderes, als daß diesen Leuten des Lebens Heiterkeit, der gute Humor, die rechte Leibes- und Seelenfrische abhanden gekommen sind? Welch trauriges Kennzeichen einer einseitig vorgeschrittenen Gesittung!

Wenn diese Menschen dann lachen wollen, machen sie armselige Gesichter mit schwächlichen Muskelzuckungen, so daß sie wie gequälte Fledermäuse dreinschauen.

Darum lachet, so lange es euch vergönnt ist, so lange die Sonne vom Himmel lacht und die Blumen duften und fröhliche Menschenkinder sich auf der Straße tummeln!

Lachen ist eine Gottesgabe, eine Medizin für Körper und Geist; sie erschüttert den einen wie den andern, schafft euch kräftigere Atemzüge und bessere Verdauung und damit besseres Blut. Es ist für die Gesundheit wichtiger, als viele ahnen.

Auch ein Dufourli!

Das Lebensbild (Biographie) des Generals H. Dufour, in der „Schweizer Gehörlosen-Zeitung" (Nr. 13 — 15, 1934), weckte in mir holde Kindheitserinnerungen. Das Dufour-Denkmal in Genf imponierte mir sehr als kleiner Knabe und liebte ich die Soldaten, die Schweizersoldaten insbesondere, wenn auch die prächtigen Rothosen (zu Urlaub in Genf weilend, natürlich ohne Waffen) auffielen, war mein Vater doch damals Unteroffizier in der Artillerieschule zu Bière (waadtländ. Jura)

Zeichnung von Henri Goerg, Genf.

und hörte ich damals noch das Trommeln und Trommetten durch die Genfer Gassen. Meine Freude war groß, als ich ein hübsches Spielzeug erhielt: ein kleines Pferdchen und einen Schweizeroffizier darauf, ein niedliches Püppchen. Der Offizier avancierte schnell zum General: Er war mein General Dufour! Neben ihm gab's keine anderen Generäle und keiner war so schön wie er! Keiner ritt so schön wie mein General Dufour! Als wir nach Deutschland, nach Pforzheim verzogen, mußte er mitkommen, und als ich beim Berufsphotographen aufgenommen wurde, mußte mein General Dufour auch mitkommen und auf dem Tischlein neben mir stolz herumreiten. Wie selig leuchtet das Kindheitsparadies aus diesem Lichtbild und der General Dufour zählt unter meine ältesten und besten Bekannten, obgleich ich ihn nie in Fleisch und Blut gesehen habe, da er 1875 starb. Selbst Bismarck und Moltke blieben mir fast gleichgültig und die Schweizergeschichte war mir stets lieber als die Geschichte des Deutschen

Reiches seit 1870. Mitleid hatte ich, als um 1900 eine Rothose, natürlich ein falscher, in einem deutschen Lustspiel nur Hiebe bekam; das erschien mir mehr grausam als heldenhaft. Tell, Winkelried usw., auch die Jungfrau von Orléans, bewunderte ich als Helden; aber immer mehr auch die wirklichen Wohltäter der Menschheit, z. B. die Begründer des Roten Kreuzes: Henri Dunant und R. G. Moynier (sprich moanièh) und ihre Nachfolger, darunter Gustav Ador. Lauter Genfer! Eine Stadt, welche solcher Männer erzeugt, baut sich selbst also ihr herrliches Denkmal: im Dienste der Nächstenliebe. Das ist schöner als Ruhm der Feldherren, der Cesaren und Napoleons. Das sagt mir mein „Düfourli" und ich kann ihm meinen Respekt (Achtung) nicht versagen.

H. G.

Zur Unterhaltung

Der Doktor und die taubstumme Frau.

Es war in Kapland, in Südafrika. Einige Arbeiter kamen in ihr Lager zurück. Sie waren erschöpft und todmüde. Sie warfen sich auf ihr hartes Lager, um zu schlafen. Nur einige gingen noch in die Schenke. Sie wollten einen Korn trinken. Der scharfe Trank sollte sie vor dem Fieber bewahren. Unter diesen Leuten war auch ein Doktor. Er sagte leise zu sich selbst: „Nur noch einige Tage so harter Arbeit in dieser furchtbaren Hitze, dann ist meine Kraft zu Ende, dann ist mein Leben vorbei."

Der Doktor schleppte sich noch mühsam in die Schenke. Er war ein Deutscher, auch die meisten Arbeiter waren Deutsche. Selbst der Wirt war ein Deutscher. Der Doktor war nicht an harte Arbeit gewöhnt. Niemand glaubte ihm, daß er ein Arzt sei. Er hatte es gesagt. Er wollte seinen armen kranken Landsleuten beistehen. Aber überall wurde er abgewiesen. Man glaubte, er sei ein Betrüger.

Jetzt saß er in der Schenke auf einem alten Schemel und grübelte. Er dachte nach über sein elendes Leben. Wie war er nach Südafrika gekommen? Wie waren alle seine Landsleute hierher gekommen? Die Not in der Heimat hatte sie vertrieben. Wie war denn der Wirt hierher gekommen? Er hatte eine böse Schlägerei gehabt und war mit seiner Frau geflohen. Dieser Mann hatte also die bessere Stelle. Die armen Arbeiter aber mußten sich plagen vom Morgen bis zum Abend. Wie lange würden sie das noch aushalten?

Der Doktor sitzt auf seinem Schemel und sieht mit seinen müden Augen auf den Wirt. Plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Diesen Wirt hat er schon einmal gesehen, in Halle drüben, an der Saale. Er sah ihn in der Studentenkneipe. Und nun steht alles vor seinen Augen: Der Wirt hatte eine Frau und ein kleines Mädchen. Das Mädchen war einmal schwer erkrankt und wurde von ihm in die Klinik gebracht. Wo ist jetzt die Frau, wo ist das Kind?

Die Frau ist nicht weit. Sie ist in der Küche drüben. Aber der Doktor sieht sie nicht. Er sieht nur den Wirt. Plötzlich springt er auf. Er verlangt ein zweites Glas Korn. Der Wirt muß ihn dabei ansehen. Der junge Doktor hält diesen Blick fest und fragt den Wirt: „Kennen Sie mich nicht?" Der Wirt antwortet: „Nein". Aber der Doktor sagt: „Sie waren doch früher in Halle!" Der Wirt liebt diese Erinnerung nicht. Er streitet ab. Aber der Doktor sagt weiter: „Wo ist Ihre Frau und Ihr Kind? Ich habe Ihrem Kinde das Leben gerettet!"

Der Wirt ist sehr verlegen. In seiner Verlegenheit ruft er die Frau. Aber was ist mit der Frau los? Sie kann ja nicht sprechen. Und der Wirt erklärt: „Hier in Kapland war eines Tages eine schwere Explosion. Da hat meine Frau das Gehör und die Sprache verloren." Darum schreibt der Wirt auf eine Tafel: „Kennst du diesen jungen Mann?" Lange blickt die Frau auf den Doktor. Dann schreit sie mit lauter Stimme: „Wo ist mein Kind?"

Alle sind erstaunt. Die Frau kann ja sprechen. Sie hat den jungen Doktor erkannt. Sie hat sofort an ihr Kind gedacht. Und dieses Erlebnis hat ihr die Sprache wieder gegeben.

Nun erzählt der Doktor: „Das Kind wurde in der Klinik gesund. Ich habe es noch vor meiner Abreise gesehen. Es ist ein tüchtiges und kräftiges Mädchen geworden."

Von diesem Tage an war auch der junge Doktor gerettet. Jetzt wußte der Arbeitgeber, daß er ein Arzt sei. Er brauchte nicht mehr schwer zu arbeiten. Er wurde seinen armen Landsleuten ein Helfer und Retter in der Not.

„Taubstummen-Führer."